

## LESEPROBE

**Mary Balogh: Überleben für die Liebe**

Copyright © 2012 by Mary Balogh

Originaltitel: The Proposal

Übersetzer: Svenja Tengs

Band 25786

## PROLOG: DER CLUB DER ÜBERLEBENDEN

Das Wetter hätte besser sein können. Am Himmel zogen tiefe, graue Wolken auf, die von starkem Wind angetrieben wurden. Der Regen, der sich schon den ganzen Tag über angekündigt hatte, setzte nun mit aller Macht ein. Das Meer war aufgewühlt und metallgrau. Eine kühle Feuchtigkeit war bis ins Innere der Kutsche vorgedrungen, weshalb der einzige Passagier froh über seinen dicken Paletot war.

Doch auch wenn er Sonnenschein bevorzugt hätte – heute konnte ihm nichts die Laune verderben. Er war auf dem Weg nach Penderris Hall in Cornwall, dem Landsitz von George Crabbe, Duke of Stanbrook. Seine Gnaden gehörte zu den sechs Menschen auf der Welt, die er am meisten liebte – ungeachtet der Tatsache, dass es sich bei fünf von ihnen um Männer handelte. Vielleicht wäre es zutreffender zu sagen, dass es die sechs Menschen waren, denen er das größte Vertrauen entgegenbrachte. Aber das Wort Vertrauen hatte so einen unpersönlichen Beiklang, und an seinen Gefühlen für diese Freunde war nichts Unpersönliches. Er würde mit ihnen die kommenden drei oder vier Wochen in Penderris verbringen.

Sie waren eine Gruppe von Überlebenden der Napoleonischen Kriege. Fünf von ihnen waren ehemalige Armeeeoffiziere, die nach diversen Verletzungen kampfunfähig geworden und zur Genesung zurück nach England geschickt worden waren – in die Obhut des Duke of Stanbrook, der sie zur Behandlung und anschließenden Erholung nach Penderris Hall verlegen ließ. Der Duke selbst war bereits zu alt gewesen, um in den Krieg zu ziehen, doch sein einziger Sohn hatte in den ersten Kriegsjahren auf der Iberischen Halbinsel gekämpft und dort sein Leben gelassen. Das siebte Mitglied des Clubs war die Witwe eines Offiziers, der bei der Überwachungseinheit gearbeitet hatte und auf der Halbinsel von feindlichen Truppen gefangen genommen worden war. Er starb unter der Folter, von der seine Frau zumindest einiges hatte mit ansehen müssen. Der Duke, ein entfernter Bekannter von ihr, hatte sich nach ihrer Rückkehr nach England um sie gekümmert.

Während ihrer langwierigen Genesung hatten diese sieben Menschen einen engen Bund geschlossen. Und weil sie alle, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen, ihre Wunden und Kriegserfahrungen für den Rest ihres Lebens mit sich herumtragen würden, hatten sie vereinbart, einmal im Jahr für ein paar Wochen hierher zurückzukommen. In Penderris konnten sie sich erholen, ihre Freundschaft auffrischen, ihre Fortschritte besprechen und einander beistehen.

Sie hatten den Krieg überstanden und waren stark genug, um ein unabhängiges Leben zu führen. Aber jeder von ihnen war – auf die eine oder andere Weise – für immer davon gezeichnet, und wenn sie zusammen waren, brauchten sie diesen Umstand nicht zu verbergen.

Jemand hatte sie einmal den „Club der Überlebenden“ genannt, und der Name war geblieben, auch wenn sie ihn nur untereinander benutzten.

Hugo Emes, Lord Trentham, spähte – so gut es ging – durch den Regen, der jetzt heftig gegen das Kutschenfenster prasselte. Er sah in nicht allzu weiter Entfernung den Rand der hohen Klippen und das Meer dahinter, einen von Schaum gekrönten grauen Streifen, der noch dunkler als der Himmel war. Er befand sich bereits auf dem Anwesen des Duke. In wenigen Minuten würde er Penderris Hall erreichen.

Für sie alle war es vor drei Jahren unglaublich schwierig gewesen, dieses Haus zu verlassen. Es war eine der größten Herausforderungen, die sie jemals zu bewältigen hatten. Hugo hätte problemlos für immer hier verweilen können. Aber natürlich blieb im Leben nichts so, wie es war, und es war an der Zeit gewesen, zu gehen.

Und jetzt war es wieder an der Zeit für eine Veränderung ...

Aber daran wollte er im Moment nicht denken.

Es war bereits das dritte Treffen des Clubs, doch im vergangenen Jahr hatte Hugo nicht teilnehmen können, daher hatte er seit zwei Jahren keinen seiner Freunde mehr gesehen.

Am Fuß der Treppe, die zu den großen Eingangstüren von Penderris Hall hinaufführte, kam die Kutsche ruckelnd zum Stehen. Hugo fragte sich, ob die anderen schon da waren oder wenigstens einige von ihnen. Vor lauter Anspannung war ihm ganz flau im Magen. Wie ein Kind, das auf einem Fest ankommt, dachte er ein wenig abfällig.

Die Türen wurden geöffnet, und der Duke persönlich trat heraus. Trotz des Regens kam er die Stufen herunter und blieb unten an der Treppe stehen. Der Kutscher hielt den Verschlag des Gefährts auf. Hugo sprang hinaus, ohne darauf zu warten, dass die Leiter ausgeklappt wurde.

„George“, sagte er.

Es gehörte nicht zu seinen Gewohnheiten, andere Leute ohne Umschweife zu umarmen oder grundlos zu berühren. Aber jetzt wusste er nicht, ob die enge Umarmung, in der sich die beiden Männer plötzlich wiederfanden, von ihm oder vom Duke ausgegangen war.

Nach einer Weile löste sich der Duke von Hugo, um ihn von oben bis unten zu betrachten. „Meine Güte“, stellte er fest. „Du bist kein bisschen kleiner geworden. Weder was die Größe noch was die Breite betrifft. Du gehörst zu den wenigen Menschen, neben denen ich mir winzig vorkomme. Komm, lass uns reingehen, raus aus dem Regen. Ich muss erst einmal nachsehen, wie viele Rippen du mir gequetscht hast.“

Als sie die Eingangshalle betraten, sah Hugo, dass er nicht als Erster angereist war. Flavian war dort, um ihn zu begrüßen – Flavian Arnott, Viscount Ponsonby. Ralph war auch schon da – Ralph Stockwood, Earl of Berwick.

„Hugo“, rief Flavian und hielt sich gespielt gelangweilt ein Monokel vors Auge. „Du alter, hässlicher Bär. Es tut überraschend g...gut, dich zu sehen.“

„Flavian, du zartes, hübsches Bürschchen“, gab Hugo zurück und ging auf ihn zu, wobei seine Stiefelabsätze auf dem Fliesenboden widerhallten. „Es tut auch gut, dich zu sehen, und das kommt mir noch nicht mal überraschend vor.“

Sie umarmten sich und klopfen sich gegenseitig auf den Rücken.

„Hugo“, sagte Ralph. „Es fühlt sich so an, als hätten wir dich gestern noch gesehen. Du siehst aus wie eh und je. Selbst dein Kopf sieht immer noch so aus wie ein frisch geschorenes Schaf.“

„Und ich würde dir immer noch nicht gern in einer dunklen Gasse begegnen wollen, Ralph, mit dieser Narbe, die du da im Gesicht hast“, erwiderte Hugo. Die beiden Männer umarmten sich ebenfalls. „Sind die anderen noch nicht eingetroffen?“

Noch während er sprach, sah er über Ralphs Schulter hinweg, wie Imogen die Treppe herunterkam – Imogen Hayes, Lady Barclay.

„Hugo.“ Sie streckte die Arme aus und eilte auf ihn zu. „Oh, Hugo.“

Sie war groß, schlank und graziös. Ihr dunkelblondes Haar war im Nacken zu einem strengen Knoten zusammengefasst, was die perfekte Schönheit ihres etwas länglichen, nordischen Gesichts mit den hohen Wangenknochen, den vollen Lippen und den großen, blaugrauen Augen jedoch nur noch mehr betonte. Ihre Züge wirkten so noch anmutiger, fast wie die einer Marmorstatue. Auch daran hatte sich in den vergangenen zwei Jahren nichts geändert.

„Imogen.“ Er zog sich an sich, in eine innige Umarmung, und atmete ihren vertrauten Duft ein, bevor er sie auf die Wange küsste und dann ein wenig von sich wegschob, um sie näher in Augenschein nehmen zu können.

Sie hob eine Hand und fuhr ihm mit der Fingerspitze über die Linie zwischen den Augenbrauen.

„Du runzelst immer noch die Stirn“, stellte sie fest.

„Du meinst, er schaut immer noch so finster drein“, stellte Ralph richtig. „Wir haben dich letztes Jahr ganz schön vermisst, Hugo. Flavian hatte niemanden, den er ‚hässlich‘ nennen konnte. Er hat es einmal bei mir versucht, aber ich konnte ihn davon überzeugen, diesen Versuch nicht zu wiederholen.“

„Er hat mich in T... Todesangst versetzt, Hugo“, bestätigte Flavian. „Ich wünschte, du wärest da gewesen, dann hätte ich mich hinter dir verstecken können. Dafür musste leider Imogen herhalten.“

„Um deine Frage von vorhin zu beantworten, Hugo“, der Duke legte ihm eine Hand auf die Schulter, „du bist als Letzter eingetroffen, und wir haben schon alle ungeduldig gewartet. Ben wäre gekommen, um dich zu begrüßen, aber er hätte unnötig lange gebraucht, um die Treppe herunterzukommen, nur um sofort wieder hochzusteigen. Vincent ist bei ihm im Salon geblieben. Lass uns zu ihnen gehen. Du kannst später deine Kammer aufsuchen.“

„Ich habe gerade Tee bestellt, als Vincent hörte, wie sich deine Kutsche näherte“, sagte Imogen, „aber ich werde sicherlich die Einzige sein, die Tee trinkt. Das habe ich nun davon, mich auf eine Horde Barbaren einzulassen.“

„Eigentlich ist eine Tasse Tee genau das, was ich jetzt brauche“, verkündete Hugo. „Ich hoffe, du hast für morgen und die nächsten Wochen besseres Wetter bestellt, George.“

„Es ist erst März“, gab der Duke zu bedenken, während sie die Stufen emporstiegen. „Aber wenn du darauf bestehst, Hugo, wird es für den Rest deines Aufenthaltes hier nur noch Sonnenschein geben. Es gibt Leute, die nach außen steinhart wirken, aber unter schlechtem Wetter leiden sie mehr als jede Treibhauspflanze.“

Sir Benedict Harper stand aufrecht, als sie in den Salon kamen. Er stützte sich zwar auf seine Spazierstöcke, aber nicht mit vollem Gewicht. Er ging sogar auf Hugo zu. So viel zu jenen Fachmännern, die ihn einen Narren schimpften, als er sich weigerte, sich die zerschmetterten Beine amputieren zu lassen. Sein Pferd hatte eine Kugel abbekommen und war unter ihm zusammengebrochen. Er hatte damals geschworen, dass er eines Tages wieder laufen könne, und in gewisser Hinsicht tat er jetzt genau das.

„Hugo“, sagte er, „was für ein erfreulicher Anblick! Bist du noch größer geworden oder sieht es nur wegen deines Paletots so aus?“

„Erfreulicher Anblick?“, warf Flavian seufzend ein. „Es hat wohl noch nie jemand Hugo erklärt, dass nur diejenigen, die keine breiten Schultern haben, einen mehrschichtigen Paletot tragen müssen.“

„Ben.“ Hugo zog den Mann vorsichtig in seine Arme. „Wieder auf den Beinen, was? Du bist zweifellos der größte Sturkopf, den ich kenne.“

„Ich denke, auf diesen Titel könntest du ebenfalls ein Anwärter sein“, erwiderte Ben.

Hugo wandte sich an das siebte und jüngste Mitglied des Clubs der Überlebenden. Der Mann stand nah am Fenster. Seine blonden Locken waren so lang und ungebündelt und sein Gesicht war so offen und heiter wie eh und je, geradezu engelsgleich.

„Vince.“ Hugo ging durch den Raum auf ihn zu.

Vincent Hunt, Lord Darleigh, blickte ihm lächelnd entgegen. Seine Augen waren so groß und blau, wie Hugo sie in Erinnerung hatte – ‚Frauenheld-Augen‘, hatte Flavian sie einmal genannt, um den Jungen zum Lachen zu bringen. Auf Hugo hatte dieser durchdringende Blick schon immer etwas beunruhigend gewirkt.

Denn Vincent war blind.

„Hugo“, sagte er und erwiderte die Umarmung. „Wie gut es tut, deine Stimme zu hören und dich dieses Jahr wieder bei uns zu haben. Wenn du letztes Jahr hier gewesen wärst, hättest du es den anderen sicher nicht erlaubt, sich über mein Geigenspiel lustig zu machen, oder? Sie konnten gar nicht mehr damit aufhören, sich zu mokieren – na ja, alle bis auf Imogen.“

Hinter ihnen war ein einvernehmliches Stöhnen zu hören.

„Du spielst Geige?“, fragte Hugo.

„Ja. Natürlich hättest du ihnen ihren Spott ausgetrieben“, erwiderte Vincent grinsend. „Wie ich höre, siehst du wie ein großer, grimmiger Krieger aus, Hugo, aber wenn das stimmt, bist du ein Schwindler. Deine Stimme klingt zwar rau, kann aber den Sanftmut, der in dir steckt, nicht übertönen. Du solltest mich dieses Jahr Geige spielen hören. Du wirst bestimmt nicht lachen.“

„Wahrscheinlich wird er anfangen zu heulen“, vermutete Ralph.

„Diese Wirkung habe ich bewiesenermaßen auf einige meiner Zuhörer“, gab Vincent lachend zu.

Hugo zog den Mantel aus und warf ihn über eine Stuhllehne, bevor er sich zu den anderen setzte. Obwohl der Duke anbot, etwas Stärkeres bringen zu lassen, tranken sie alle Tee.

„Wir fanden es sehr schade, dich letztes Jahr nicht hier zu haben, Hugo“, sagte der Gastgeber, nachdem sie sich eine Weile unterhalten hatten. „Und es tat uns allen sehr leid, als wir den Grund für deine Abwesenheit erfuhren.“

„Ich wollte gerade aufbrechen, als mich die Nachricht vom Herzanfall meines Vaters ereilte. Zumindest war ich reisefertig und habe ihn so vor seinem Tod noch einmal gesehen. Ich konnte sogar mit ihm sprechen. Das hätte ich viel früher tun sollen. Es war so unnötig, dass wir uns beinahe überworfen hätten, auch wenn ich ihm damals mit dem Wunsch, mir ein Offizierspatent zu kaufen, das Herz gebrochen habe. Denn er hatte immer von mir erwartet, dass ich sein Nachfolger werde und mich um unsere Familiengeschäfte kümmere. Er hat mich bis zum Ende geliebt, wisst ihr. Ich glaube, ich werde immer dankbar dafür sein, dass ich noch rechtzeitig ankam, um ihm zu sagen, dass ich ihn ebenfalls liebe, auch wenn ich nicht weiß, ob ich es ihm mit Worten allein verständlich machen konnte.“

Imogen, die neben ihm auf einem kleinen Sofa saß, tätschelte seine Hand.

„Er wird es schon verstanden haben“, begütigte sie. „Menschen verstehen die Sprache, die von Herzen kommt, selbst wenn sie nicht immer bis zum Verstand vordringt.“

Sie sahen sie alle eine Weile schweigend an, einschließlich Vincent.

„Er hinterließ meiner Stiefmutter Fiona ein kleines Vermögen“, erklärte Hugo dann, „und meiner Halbschwester Constance eine hohe Mitgift. Doch den Großteil seines Wirtschafts- und Handelsimperiums vermachte er mir. Ich bin unerhört reich.“

Er runzelte die Stirn. Der Reichtum fühlte sich manchmal wie ein Mühlstein an, der um seinen Hals hing. Aber die Pflichten, die damit einhergingen, waren noch schlimmer.

„Armer, armer Hugo.“ Flavian zog ein Stofftaschentuch aus der Tasche und betupfte sich damit die Augen. „Es tut mir ja so leid für dich.“

„Er wollte, dass ich die Geschäfte an seiner statt weiterführe“, fuhr Hugo fort. „Er hat mich übrigens nicht darum gebeten. Er ist einfach davon ausgegangen, dass ich das so will, und sein Gesicht hat bei dieser Vorstellung gestrahlt, obwohl er im Sterben lag. Er sprach auch davon, dass ich eines Tages alles meinem Sohn vererben würde.“

Imogen tätschelte ihm noch einmal die Hand und schenkte ihm noch eine Tasse Tee ein.

„Es ist nur so“, fuhr Hugo fort, „dass ich mit meinem ruhigen Leben auf dem Land eigentlich sehr zufrieden bin. Ich war zwei Jahre lang in meinem kleinen Landhaus glücklich, und im letzten Jahr in Crosslands Park, auch wenn ich es natürlich mit einem Teil meines neu erworbenen Vermögens gekauft habe. Bislang hatte ich eine gute Ausrede für mein Zögern, denn ich habe das letzte Jahr als mein Jahr der Trauer empfunden. Ich fand, es schickte sich nicht, sofort die Arbeit aufzunehmen, so als ob ich es die ganze Zeit über nur auf das Erbe meines Vaters abgesehen hätte. Aber morgen ist sein erster Todestag. Nun gibt es keine Entschuldigung mehr.“

„Wir haben dir immer gesagt, Hugo“, erwiderte Vincent, „dass du von Natur aus kein Einsiedler bist.“

„Genauer gesagt“, warf Ben ein, „haben wir dich mit einem nicht explodierten Knallkörper verglichen, der nur auf den Initialfunken wartet.“

Hugo seufzte. „Ich mag mein Leben so, wie es ist.“

„Also bedeutet es dir letztlich nichts, dass du deinen Titel als Auszeichnung für deine Tapferkeit erhalten hast?“, fragte Ralph. „Planst du, zu deinen mittelständischen Wurzeln zurückzukehren, Hugo?“

Hugo runzelte wieder die Stirn.

„Ich habe sie nie hinter mir gelassen“, erwiderte er. „Ich wollte nie ein Mitglied der Oberschicht werden. Ich würde die Adligen alle verachten, genauso wie es mein Vater getan hat, wenn es euch sechs nicht gäbe. Crosslands zu kaufen, war vielleicht ein bisschen prahlerisch, aber ich wollte mein eigenes Stück Land haben, um zur Ruhe zu kommen. Das ist alles.“

„Und es wird dir immer zur Verfügung stehen“, sagte der Duke. „Es wird dir als Rückzugsort dienen, wenn dir das Geschäft einmal zu viel werden sollte.“

„Was mir zusetzt, ist die Sache mit dem Sohn“, gab Hugo zurück. „Es müsste ein eheliches Kind sein, nicht wahr? Um einen Nachfahren zu zeugen, muss ich also heiraten. Das steht mir bevor, sobald ich von hier wegfare. Ich habe mich entschieden. Gott bewahre, ich muss eine Ehefrau finden. Verzeih, Imogen. Ich habe

überhaupt nichts gegen Frauen. Ich will nur keine Frau auf Dauer in meinem Leben haben – und auch nicht in meinem Zuhause.“

„Du willst dich also nicht verlieben, Hugo?“, erkundigte sich Flavian. „Das ist sehr weise von dir, mein lieber Freund. Die Liebe ist der T...Teufel in Person. Am besten meidet man sie wie die Pest.“

Die Dame, der Flavian versprochen gewesen war, bevor er in den Krieg zog, hatte die Verlobung nach seiner Rückkehr gelöst. Sie konnte mit seinen Verwundungen nicht umgehen. Innerhalb von zwei Monaten hatte sie jemand anderen geheiratet, einen Mann, den er einst als seinen besten Freund betrachtet hatte.

„Denkst du da an eine bestimmte Frau, Hugo?“, wollte der Duke wissen.

„Nein.“ Hugo seufzte. „Ich habe eine ganze Schar von Cousinen und Tanten, die mir nur zu gerne ihre Vorschläge unterbreiten würden, wenn ich sie darum bitte, obwohl ich mich zu meiner Schande seit Jahren nicht bei ihnen gemeldet habe. Aber dann hätte ich von Anfang an das Gefühl, die Kontrolle aus der Hand gegeben zu haben. Das fände ich schrecklich. Eigentlich hoffte ich, dass hier jemand einen guten Rat für mich hat. Ich meine, wie stellt man es an, eine Ehefrau zu finden?“

Das brachte sie alle zum Schweigen.

„Es ist im Grunde ganz einfach, Hugo“, sagte schließlich Ralph. „Du näherst dich der ersten halbwegs ansehnlichen Frau, die du siehst, sagst ihr, dass du ein adeliger Herr und noch dazu unerhört reich bist, und fragst sie, ob sie dich heiraten möchte. Dann lässt du die Worte einfach wirken. Ihr wird es vor lauter Begeisterung zunächst die Sprache verschlagen, bis sie endlich ‚Ja‘ sagt.“

Die anderen lachten.

„So einfach ist das?“ Hugo musste grinsen. „Da bin ich aber erleichtert. Dann werde ich morgen, falls das Wetter es zulässt, zum Strand runtergehen und auf halbwegs ansehnliche Frauen hoffen. Mein Problem wird sich noch vor meiner Abreise aus Penderris in Luft aufgelöst haben.“

„Aber wieso denn Frauen?“, warf Ben ein. „Warum denn in der Mehrzahl? Dann werden sie nur um dich streiten, denn bei dir lohnt sich der Einsatz – auch ganz abgesehen von deinem Titel und deinem Vermögen. Geh zum Strand runter und finde eine einzige Frau. Wir werden dir die Sache leichter machen und uns den ganzen Tag über von dort fernhalten. Mir wird das natürlich keine großen Umstände machen, da ich mit meinen Beinen ohnehin nicht weit komme.“

„Nun, da das geklärt wäre“, der Duke erhob sich, „kannst du dich auf deine Kammer zurückziehen, um dich frisch zu machen und dich umzuziehen. Vielleicht möchtest du dich vor dem Abendessen auch ausruhen. Wir werden diese Angelegenheit aber in den nächsten Tagen eingehender besprechen. Vielleicht können wir dir sogar ein paar praktische Ratschläge mit auf den Weg geben, welche Schritte als Nächstes einzuleiten sind. Bis dahin möchte ich noch einmal betonen, wie großartig es ist, dass dieses Jahr alle aus dem Club der Überlebenden hier versammelt sind. Ich habe mich lange auf diesen Moment gefreut.“

Als Hugo seinen Paletot aufnahm und zusammen mit dem Duke den Salon verließ, fühlte er eine Mischung aus Behaglichkeit und Freude in sich aufsteigen. Endlich war er wieder in Penderris, wo es an Annehmlichkeiten nicht mangelte, und mit den sechs Menschen vereint, die ihm die Welt bedeuteten.

Selbst der Regen, der gegen die Fensterscheiben prasselte, trug zu der behaglichen Stimmung bei.

## 1. KAPITEL

Gwendoline Grayson, Lady Muir, genannt Gwen, straffte die Schultern und zog ihren Umhang enger um sich. Es war ein kühler, stürmischer Märztag. Ihr war nicht gerade warm, als sie am Fischerhafen unterhalb des Dorfes stand und aufs Meer hinausschaute. Es war Ebbe, und auf dem nassen Sand lagen ein paar Fischerboote, die schon bald wieder von Wasser umspült sein würden.

Ich sollte zurückgehen, dachte sie. Über eine Stunde war sie bereits unterwegs. Gegen ein wärmendes Feuer und eine wohltuende Tasse Tee hätte sie nichts einzuwenden gehabt. Doch leider war sie im Haus von Vera Parkinson nicht zu Hause, sondern lediglich für einen Monat zu Gast. Sie und Vera hatten sich vorhin gestritten, oder zumindest hatte Vera sich mit ihr gestritten und sie verstimmt. Gwen war noch nicht bereit dazu, zurückzugehen. Lieber würde sie noch eine Weile Wind und Wetter trotzen.

An der Küste zu ihrer Linken konnte sie nicht entlanglaufen, da eine felsige Landspitze ihr den Weg versperrte. Zu ihrer Rechten erstreckte sich jedoch ein langer Kiesstrand, der von hohen Klippen gesäumt wurde. Es würde noch mehrere Stunden dauern, bis die Flut kommen und alles überschwemmen würde.

Gwen vermied es für gewöhnlich, am Wasser entlangzulaufen, obwohl sie selbst am Meer wohnte – im Nebenhaus von Newbury Abbey in Dorsetshire. Sie fand Strände zu weitläufig, Klippen zu bedrohlich und das Meer zu gewaltig. Sie bevorzugte eine kleinere, geordnetere Welt, über die sie eine gewisse Kontrolle ausüben konnte – zum Beispiel einen liebevoll gepflegten Blumengarten.

Aber heute brauchte sie eine längere Auszeit von Vera und dem Dorf. Auch Feldwege, auf denen sie Veras Nachbarn begegnen und sich zu einer fröhlichen Unterhaltung genötigt fühlen könnte, wollte sie lieber umgehen. Sie musste allein sein, und der lange Kiesstrand, der weiter hinten eine Kurve landeinwärts machte, war menschenleer, so weit das Auge reichte. Sie lief zum Strand hinunter.

Nachdem sie eine kurze Strecke zurückgelegt hatte, wurde ihr klar, warum hier sonst niemand spazieren ging. Auch wenn die meisten Kiesel uralt und durch das stetige Spiel der Gezeiten glatt und rund geformt waren, stammte eine beträchtliche Anzahl der Steine aus jüngerer Zeit. Sie waren größer, rauer und zerklüfteter. Es war nicht einfach, hier zu laufen, und wäre es selbst dann nicht, wenn sie zwei gesunde Beine hätte. Doch die Dinge lagen anders, denn ihr rechtes Bein war nach einem Bruch vor acht Jahren, den sie sich bei einem Reitunfall zugezogen hatte, nie wieder richtig verheilt. Seitdem hinkte sie sogar auf ebenem Gelände.

Sie ging jedoch nicht zurück. Unbeirrt lief sie weiter und achtete sorgfältig darauf, wohin sie trat. Schließlich hatte sie es nicht eilig, irgendwo hinzukommen.

Heute war wahrhaftig der schlimmste Tag der letzten beiden ohnehin schon fürchterlichen Wochen gewesen. Aus einer spontanen Eingebung heraus hatte sie beschlossen, für einen Monat hierherzukommen, nachdem Vera sie in einem Brief darüber informiert hatte, dass ihr Mann, der über mehrere Jahre hinweg schwer krank gewesen war, vor einigen Monaten verstorben war. Vera beschwerte sich darüber, dass niemand – weder aus Mr Parkinsons noch aus der eigenen Familie – ihrem Kummer Bedeutung beimaß. Sie fühlte sich in ihrer Trauer allein gelassen und erschöpft, da sie ihren Mann so lange Zeit gepflegt hatte. Sie vermisste ihn schrecklich und fragte, ob es Gwen etwas ausmachen würde, eine Weile zu ihr zu kommen.

Während der aufregenden Zeit ihrer ersten Saison in London waren sie für ein paar Monate Freundinnen gewesen. Nach Veras Hochzeit mit Mr Parkinson, einem

jüngeren Bruder von Sir Roger Parkinson, und Gwens Vermählung mit Viscount Muir hatten sie sich ab und zu Briefe geschrieben. Nach Vernons Tod hatte Vera ihr ein langes Beileidsschreiben geschickt und sie eingeladen, sie und Mr Parkinson besuchen zu kommen. Gwen könne so lange bleiben, wie sie wolle. Vera würde sich über ihre Gesellschaft freuen, da sie von allen anderen, einschließlich Mr Parkinson, gemieden wurde. Damals hatte Gwen die Einladung abgelehnt, aber diesmal war sie trotz einiger Bedenken auf Veras Bitte eingegangen. Sie wusste, wie sich Trauer, Erschöpfung und Einsamkeit nach dem Tod eines Ehemanns anfühlten.

Diese Entscheidung hatte sie seit dem ersten Tag hier bereut. Wie ihre Briefe angedeutet hatten, war Vera eine ewige Nörglerin. Gwen versuchte zwar den Umstand zu berücksichtigen, dass ihre Freundin sich so lange um ihren schwer kranken Mann gekümmert und ihn gerade erst verloren hatte. Sie kam jedoch schon bald zu dem Schluss, dass Vera sich in den vielen Jahren, die seit ihrem Debüt in London vergangen waren, in eine verbitterte und notorisch schlecht gelaunte Person verwandelt hatte. Die meisten ihrer Nachbarn mieden sie so gut es ging. Ihre einzigen Freunde waren ein paar Damen, die ihr vom Charakter her sehr ähnlich waren. Die Unterhaltungen, die sie mit ihnen führte, fühlten sich für Gwen so an, als würde man in ein schwarzes Loch hineingezogen, in dem es nicht genügend Luft zum Atmen gab. Sie nahmen nur das Schlechte in ihrem Leben und in der Welt wahr, aber niemals das Gute.

Und genau das tue ich gerade selbst, wenn ich an diese Frauen denke, erkannte Gwen betroffen. Schlechte Laune konnte erschreckend ansteckend sein.

Schon vor diesem Morgen hatte sie sich ein ums andere Mal gewünscht, dass sie sich nicht zu solch einem langen Besuch verpflichtet hätte. Zwei Wochen wären mehr als ausreichend gewesen – dann wäre sie jetzt schon auf dem Heimweg. Aber sie hatte für einen Monat zugesagt, also würde sie auch einen Monat lang bleiben müssen. Heute Morgen war ihre Geduld jedoch auf eine harte Probe gestellt worden.

Sie hatte einen Brief von ihrer Mutter erhalten, mit der sie zusammen im Nebenhaus von Newbury Abbey wohnte. Darin hatte ihre Mutter ein paar lustige Anekdoten über Sylvie und Leo erzählt, die ältesten Kinder von Neville und Lily. Neville, der Earl of Kilbourne, war Gwens Bruder und lebte im Haupthaus von Newbury Abbey. Gwen hatte Vera diesen Abschnitt des Briefes am Frühstückstisch vorgelesen, um der Freundin ein Lächeln oder zumindest ein Schmunzeln zu entlocken. Stattdessen hatte Vera eine wahre Schimpftirade auf sie losgelassen, deren grundlegender Tenor war, dass es sehr einfach für Gwen sei, ihr Leid zu verhöhnen und herunterzuspielen. Schließlich sei Gwens Mann bereits vor Jahren verstorben und habe sie in überaus behaglichen Verhältnissen zurückgelassen. Sie könne zudem auf einen Bruder und eine Mutter zurückgreifen, die sie mit offenen Armen wieder in den Kreis der Familie aufgenommen hatten. Überhaupt würde es ihr an Einfühlungsvermögen mangeln. Gwen fiel es leicht, so gefühllos und kalt zu sein, weil sie nicht aus Liebe, sondern für Geld und Status geheiratet habe. Das sei bei ihrem Debüt ein offenes Geheimnis gewesen – genauso wie alle Welt gewusst habe, dass sie, Vera, unter ihren Möglichkeiten geheiratet habe, weil sie und Mr Parkinson sich so wahnsinnig geliebt hätten und nichts anderes von Bedeutung gewesen sei.

Gwen hatte ihre Freundin wortlos angestarrt, nachdem diese endlich verstummt war und nur noch gequält in ihr Taschentuch seufzte, und nicht gewagt, etwas zu erwidern. Sie hätte Vera alles Mögliche an den Kopf geworfen und sich dabei auf das gehässige Niveau ihrer Freundin herabgelassen. In solch eine

unziemliche Streiterei wollte sie jedoch nicht verwickelt werden. Aber sie hätte vor Wut platzen können. Veras Worte hatten sie tief getroffen.

„Ich werde draußen spazieren gehen, Vera“, hatte sie schließlich verkündet, war aufgestanden und hatte dabei ihren Stuhl zurückgestoßen. „Wenn ich wiederkomme, kannst du mir sagen, ob ich hier noch – wie geplant – zwei weitere Wochen bleiben oder lieber unverzüglich nach Newbury heimkehren soll.“

Sie würde mit der öffentlichen Postkutsche fahren müssen, denn Nevilles Landauer konnte in frühestens einer Woche eintreffen. Schließlich müsste sie ihn erst noch wissen lassen, dass sie das Gefährt doch früher benötigte als geplant.

Vera hatte nur noch bitterlicher geweint und sie gebeten, nicht so kaltherzig zu sein, aber Gwen war dennoch hinausgegangen.

Es würde sie nicht im Geringsten stören, nie wieder zu Veras Haus zurückkehren zu müssen. Was für ein Fehler war es doch gewesen, hierherzukommen und noch dazu für einen ganzen Monat! Im Grunde waren sie nicht mehr als entfernte Bekannte, die vor langer Zeit ein paar Monate miteinander verbracht hatten.

Endlich erreichte sie die Landzunge, die sie vom Hafen aus gesehen hatte. Der Strand dahinter war breiter und erstreckte sich scheinbar bis ins Unendliche. Sie sah, dass in nicht allzu weiter Entfernung die Kieselsteine in Sand übergingen. Dort würde sie viel besser gehen können. Sie wollte jedoch nicht zu weit laufen. Auch wenn das Wasser noch weit weg war, konnte sie sehen, dass die Flut bereits eingesetzt hatte. Sehr ebene Stellen wurden manchmal schneller überflutet, als man vermutete. Sie hatte lange genug am Meer gelebt, um das zu wissen. Außerdem konnte sie Vera nicht ewig aus dem Weg gehen, selbst wenn sie das am liebsten getan hätte. Schon bald würde sie umkehren müssen.

In der Nähe gab es einen Felsspalt, über den sie nach oben auf die Landzunge gelangen könnte. Dafür müsste sie jedoch erst einen steilen, steinigen und dann einen nicht ganz so steilen, mit Gras bewachsenen Hang erklimmen. Wenn sie es bis nach oben schaffte, könnte sie von dort aus ins Dorf zurückkehren, anstatt den beschwerlichen Weg über die großen Steine zu nehmen.

Mein schwaches Bein schmerzt ein wenig, stellte sie fest. *Wie dumm es von mir war, so weit zu laufen!*

Sie blieb eine Weile stehen und schaute auf die immer noch weit entfernte Linie der ansteigenden Flut hinaus. Plötzlich und wie aus dem Nichts brach nicht etwa eine Flutwelle, sondern eine Welle der Einsamkeit über ihr zusammen, riss sie mit und nahm ihr sowohl den Atem als auch den Willen, dagegen anzukämpfen.

Einsamkeit?

Noch nie hatte sie sich einsam gefühlt. Ihre Ehe war turbulent gewesen, doch als der Kummer über Vernons Tod nachließ, war sie zufrieden damit, ein beschauliches Leben bei ihrer Familie zu führen. Sie hatte nie das Bedürfnis verspürt, wieder zu heiraten, obwohl sie der Ehe nicht ablehnend gegenüberstand. Ihr Bruder war glücklich verheiratet – genauso wie Lauren, ihre angeheiratete Cousine, die wie eine Schwester für sie war, denn sie waren gemeinsam in Newbury Abbey aufgewachsen. Sie hatte sich in ihrem Witwendasein eingerichtet und empfand sich seither als Tochter, Schwester, Schwägerin, Cousine und Tante. Sie hatte auch noch viele andere Angehörige und Freunde. Sie fühlte sich wohl in ihrem Haus, das nur einen kurzen Spaziergang von der Abtei entfernt lag, in der sie immer willkommen war. Häufig besuchte sie Lauren und Kit in Hampshire und manchmal auch andere Verwandte. Im Frühling verbrachte sie für gewöhnlich ein bis zwei Monate in London, um einen Teil der Saison zu erleben.

Sie hatte immer gedacht, dass sie ein gesegnetes Leben führte.

Woher kam also diese plötzliche Einsamkeit? Und dann noch in einer so heftigen Welle, dass ihre Knie drohten nachzugeben und sie das Gefühl hatte, keine Luft zu bekommen. Warum fühlte sie bittere Tränen in sich hochsteigen?

Einsamkeit?

Sie war nicht einsam, nur niedergeschlagen, weil sie hier bei Vera saß. Sie war getroffen von Veras Worten und ihrem fehlenden Einfühlungsvermögen. Sie bedauerte sich selbst, das war alles. Eigentlich bedauerte sie sich nie. Na ja, fast nie. Falls doch, dann unternahm sie immer schnell etwas dagegen. Das Leben war zu kurz, um daran zu verzagen. Es gab so vieles, an dem man sich erfreuen konnte.

Aber Einsamkeit? Wie lange hatte sie in ihr geschlummert und darauf gewartet, an die Oberfläche zu gelangen? War ihr Leben tatsächlich so leer, wie es in diesem Moment von beinahe beängstigender Einsicht erschien? Genauso leer wie dieser weite, trostlose Strand?

Ach, sie hasste Strände.

Gwen riss sich, immer noch verwundert, von ihren Gedanken los und blickte auf den Weg, den sie gekommen war. Schließlich schaute sie auf den steilen Pfad zwischen den Klippen oberhalb des Strandes. Welchen Weg sollte sie nehmen? Sie zögerte einen Augenblick und entschied sich schließlich für den Anstieg. Der Pfad sah nicht so steil aus, als dass es gefährlich werden könnte. Oben angekommen würde sie sicherlich einen leichteren Weg zurück ins Dorf finden.

Die Steine auf dem Hang waren nicht leichter zu bewältigen als die am Strand, sogar noch tückischer, da sie rutschig und lose aufeinanderlagen. Als sie bereits halb oben war hatte, wünschte Gwen sich, sie wäre am Strand geblieben, doch der Abstieg wäre jetzt genauso schwierig wie der Weg nach oben. Der mit Gras bewachsene Abschnitt des Hangs war nicht mehr allzu weit entfernt. Beharrlich setzte sie ihren Weg fort.

Und dann passierte das Unglück.

Sie trat mit dem rechten Fuß auf einen stabil aussehenden Stein, der jedoch nur lose über den anderen lag, sodass sie mit dem Fuß abrutschte und mit voller Wucht aufs Knie fiel. Sie streckte die Hände aus, um sich festzuhalten und nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Für einen kurzen Moment war sie erleichtert, dass sie nicht den Hang hinuntergefallen war. Dann spürte sie einen scharfen, stechenden Schmerz in ihrem Knöchel.

Vorsichtig stellte sie sich auf den linken Fuß und versuchte, den rechten danebenzusetzen. Aber sobald sie probierte, ihn zu belasten, spürte sie höllische Schmerzen. Es wurde auch nicht besser, als sie den Fuß in der Luft hielt.

„Ah!“, stieß sie gequält aus und drehte sich vorsichtig in Richtung Strand, um sich auf die Steine zu setzen. Von hier oben sah der Hang viel steiler aus. *Oh, wie dumm es von mir war, diesen Weg zu wählen.*

Sie zog die Beine an und setzte den linken Fuß auf einen fest sitzenden Stein, um den rechten Knöchel in beide Hände zu nehmen. Als sie versuchte, den Fuß langsam kreisen zu lassen, sackte sie in sich zusammen und ließ den Kopf aufs Knie sinken. Es ist nur eine leichte Verrenkung, die schon bald abklingen wird, redete sie sich ein. *Es gibt keinen Grund, in Panik zu geraten.*

Aber sie musste den Fuß erst gar nicht wieder auf den Boden stellen, um zu wissen, dass sie sich etwas vormachte. Es war eine schlimme Verstauchung. Vielleicht noch etwas Ärgeres. Sie konnte unmöglich laufen.

Panik stieg in ihr auf – trotz des Versuchs, Ruhe zu bewahren. *Wie soll ich es jemals ins Dorf zurückschaffen? Niemand weiß, wo ich bin. Sowohl der Strand als auch die Landzunge weiter oben sind menschenleer.*

Sie atmete ein paar Mal tief durch. Es hatte keinen Sinn, jetzt die Nerven zu verlieren. *Ich werde es schaffen. Natürlich werde ich das. Was bleibt mir auch anderes übrig?*

Just in diesem Moment hörte sie eine Stimme, eine männliche Stimme, die aus der Nähe kam. Sie war nicht einmal laut.

„Meiner Ansicht nach“, sagte die Stimme, „ist dieser Knöchel entweder stark verstaucht oder sogar gebrochen. Es wäre in jedem Fall alles andere als klug, ihn zu belasten.“

Gwen fuhr zusammen und schaute dann nach oben, in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war. Ein Mann richtete sich oberhalb ihrer Position und zu ihrer Rechten an der steilen Klippenwand neben dem Hang auf. Er kletterte über die Kieselsteine herunter und ging mit so sicheren Schritten auf sie zu, so als bestünde überhaupt keine Gefahr, auszurutschen.

Er war ein riesiger Mann mit breiten Schultern und breiter Brust sowie kräftigen Oberschenkeln. Sein fünfschichtiger Paletot ließ ihn noch stämmiger wirken. Er war so groß, dass es schon bedrohlich wirkte. Einen Hut trug er nicht. Sein braunes Haar war sehr kurz geschnitten. Seine Gesichtszüge waren hart und streng, seine Augen dunkel. Sein Mund bildete eine schmale, dünne Linie, und sein Kiefer war angespannt. Seine Miene war nicht dazu angetan, ihn sanfter erscheinen zu lassen. Er runzelte die Stirn oder vielleicht blickte er auch absichtlich finster drein.

Er hatte riesige Hände und trug keine Handschuhe.

Gwen war so entsetzt, dass sie für einen Moment ihren Schmerz vergaß.

*Das muss der Duke of Stanbrook sein. War sie etwa auf sein Anwesen geraten? Dabei hatte Vera ihr doch dringend geraten, einen großen Bogen um ihn und sein Land zu machen. Laut Vera war er ein brutales Ungeheuer, das seine Frau vor einigen Jahren von der Klippe in den sicheren Tod gestoßen hatte und anschließend behauptete, sie sei von sich aus gesprungen. Aber welche Frau, gab sie zu bedenken, würde schon solch einen entsetzlichen Tod wählen – insbesondere, wenn sie eine Duchess war und ihr die Welt zu Füßen lag?*

Eine Frau, deren einziges Kind kurz zuvor in Portugal von einer tödlichen Kugel getroffen worden war, hatte Gwen im Stillen gedacht, denn genau das war kurz vor dem Ableben der Duchess passiert. Doch Vera und die Damen aus der Nachbarschaft, mit denen sie verkehrte, glaubten lieber an die aufregendere Mordgeschichte, obwohl auf Gwens Nachfrage hin keine von ihnen irgendeinen Beweis vorlegen konnte, der ihre Theorie untermauerte.

Doch nun war sie gar nicht mehr so sicher, ob die Damen nicht doch Recht hatten. Der Duke sah aus wie ein Mann, der sowohl skrupellos als auch grausam war. Und unter Umständen sogar mordlustig.

Und sie hatte seine Ländereien betreten, sein offenbar völlig menschenleeres Anwesen, und konnte noch nicht einmal weglaufen.